

# Die gute alte Zeit.

Von

Gaus Delbrück.

Wir leben in einer bösen Zeit. Das ist gewiß. Mißmuth, Unzufriedenheit, Verfall, Auflösung allenthalben. Professor Dondorff hat darüber kürzlich ein schönes Buch geschrieben und sagt:

„Noch vor dreißig Jahren würde man sich geschämt haben, sich offen zum Atheismus zu bekennen, heute thut man es mit Emphase.“ Liberalismus — Judenthum — Mammonismus — Sozialismus — Pessimismus — Anarchismus — Nihilismus, das ist die Leiter, auf der wir reißend schnell und unfehlbar zum Abgrunde hinabsteigen.

Der Kunst wird das Monopol der Gemeinheit zugestanden; die Schaubühne ist eine Sudeltüchle geworden; die Schule giebt Wissen ohne Gewissen; die Heiligkeit der Ehe ist gelockert; Zucht und Tugend sind verlachte, weil veraltete Begriffe. Die Justiz öffnet den Verbrechern neue Thüren zur Entschlüpfung. Der verthierte Mensch mit prononcirt semitischem Typus ist das Signum der Zeit. Selbst die Musik feiert die entfesselte Sinneslust.

Mit Trauern und Thränen hat die Kreuz-Zeitung (14. Juni) Professor Dondorff zugestimmt und ihm Recht gegeben. „Wir sind in einem sittlichen Verfall, wie ein ähnlicher noch nie erlebt worden ist.“ „Die Strafe steht vor der Thür, der Becher des Zorns ist bis an den Rand gefüllt. Wird die Zeit erkennen, an welchem Abgrund sie steht, wird sie die Zeichen der Zeit verstehen?“

Man sollte eigentlich meinen, daß grade dieser Vorwurf, daß „die Zeit die Zeichen der Zeit nicht verstehe“, nicht zutrifft. Er ist vielleicht der einzige, den sie nicht verdient, denn wo ist eine Zeitung, wo ist ein Redner, wo ist irgend ein literarisches Zeugniß, das die Schilderung des Professors Dondorff und der Kreuz-Zeitung nicht bestätigte? Nicht bloß der „Reichsbote“, das „Volk“, die „Germania“ und ihre Ge-

sinnungsgeoffen — nein grade in diesem Punkt sind sie mit allen ihren Gegnern aller Richtungen einig. Von den Oppositionsparteien, den Socialdemokraten und Deutschfreisinnigen und speciell den Juden, die unter den Bosheiten des Antisemitismus zu leiden haben, möchte man's am Ende natürlich finden, daß sie über die Zeit schelten. Aber leider sind auch die Mittelparteien gezwungen, das allgemeine Urtheil zu bestätigen. Man höre z. B. was die „Köln. Zeitung“ (Dec. 91) aus Posen über Arbeiterverhältnisse berichtet. Es übersteigt, wie sie selbst sagt, alle Befürchtungen. Der Propst zu Strelno ermahnte die dortigen Bauern in einer Versammlung „für gute Zucht und Gehorsam unter ihrem Gesinde zu sorgen. Darauf entgegneten die Bauern, das Gesinde sei jetzt so hochfahrend und eingebildet, daß es sich nichts sagen lasse Nicht das Gesinde gehorche, sondern der Wirth müsse seinen Reuten willfährig sein. Sobald es dunkel geworden, lasse sich kein Knecht etwas sagen. Macht man ihm Vorwürfe, so lege er Alles nieder und geht von dannen. Heutzutage könne die Polizei nicht mit dem Gesinde fertig werden, umso weniger ein Bauernwirth. Die jüngeren sind viel schlimmer als die erwachsenen Knechte; den größten Unsinn, die schlimmsten Späße und die gemeinste Ausgelassenheit finde man bei dem jugendlichen Gesinde. Alles ist frech und naseweis. Die eigenen Kinder sind nicht besser als die fremden; von diesen lernen sie alles Schlechte, auf die Ermahnungen der Eltern hören sie nicht. Der Geist der Unbotmäßigkeit, der Arbeitsscheu schleicht durch die östlichen Provinzen.“

Es ist unnöthig, Zeugnisse dafür anzuführen, daß es in den westlichen Provinzen nicht anders steht als in den östlichen. Die Zustände, das ist klar, sind allenthalben morsch, unbefriedigend, faul, gehen ihrem Untergang entgegen, oder sind wenigstens werth, ihm entgegenzugehen. Der Eine sieht das Uebel hier, der Andere da: der bei den Juden, der bei den Pfaffen, der beim Capital, der bei der Arbeit, der bei dem Mangel an Autorität, der bei dem Mangel an Freiheit — nur das Eine ist unzweifelhaft: es steht übel; Niemand hat das kleinste Wörtchen des Lobes übrig für unsere Zeit. Sie ist schlecht, grundschlecht, wird immer schlechter. Wir leben in einer bösen Zeit. Wenden wir, um einigen Trost zu finden, den Blick einmal rückwärts und suchen uns ein Bild der guten, alten Zeit heraufzubeschwören, um aus der bösen Gegenwart zu flüchten in die Welt der Erinnerungen und Gedanken und uns an ihr zu erfrischen. Schon seit vielen Jahren suche und forsche ich nach den Zeugnissen und habe sie mir gesammelt und gute Freunde haben mich dabei unterstützt. Wann war sie, die gute alte Zeit?

Zwanzig Jahre können wir ohne Weiteres zurückspringen. Das heutige junge Geschlecht hat sie überhaupt nicht mehr gekannt. Schon gleich nach den glorreichen Kriegen beginnt die Gründerperiode, der Kulturkampf, die Socialdemokratie, die Bagabundennoth. Da ist etwas Gutes von vornherein nicht zu suchen. Zum Ueberfluß mögen noch folgende Zeugnisse aus dem Jahre 1872, dem Höhepunkt des scheinbaren Glanzes, diese Auffassung bestätigen. In der „Evangelischen Kirchenzeitung“, 17. Februar, schrieb damals ein Berichterstatter:

„Angesichts der glänzenden Kriegserfolge der beiden vorigen Jahre und angesichts der nach wie vor unverwandten, ja in zunehmender Weise gefahrdrohenden inneren Verhältnisse, angesichts des sittlich-religiösen und darum alles Bestehende erschütternden Auflösungsprocesses der Gegenwart, habe ich die Fühlung mit der Geschichte verloren.“

Und am 24. Juli fügte dieselbe Zeitung hinzu:

„Es ist gewiß und in unzähligen Symptomen tritt es zu Tage: tief in den Eingeweiden der modernen Gesellschaft des 19. Jahrh. wohnt die Müdigkeit und Abgespanntheit und diese erzeugt jene pessimistische Anschauung vom Leben . . .“

— und in der nächsten Nummer

. . . „Die nicht so ganz auf den Kopf gefallen sind, die sehen darin (im 19. Jahrh.) das Hereinbrechen der geistigen Barbarei und des sittlichen Todes unseres Volkslebens.“

Ja schon im Jahre 1871 (Nr. 49) hatte diese Zeitung gefunden:

„Zerbröckelung unserer Volksexistenz, sittliche Verschlimmerungen, todesfater Indifferentismus oder energischer Christushaß. Darauf deuten manche Zeichen der Zeit.“

Ohne die religiöse Färbung, aber eben wegen des verschiedenen Standpunktes als um so stärkere Bestätigung der „Evangelischen Kirchenzeitung“ schreibt der Autor des Buches „Briefe über Berliner Erziehung“ in demselben Jahr 1871 (S. 14):

„Eins von solchen schädlichen Dingen ist, daß sich das Leben der Familie in den gebildeten Kreisen in den letzten Jahrzehnten in so außerordentlichem Grade veräußerlicht hat, daß der Schwerpunkt des Familienlebens . . . nach außen fällt. . . . elendes Scheinwesen, den Franzosen zur eigenen Schmach abborgt.“

Die Kriegszeit selbst wird man als die gute, alte Zeit selbstredend nicht ansehen dürfen. Es ist ein Ausnahmezustand, wohl von großem Nachruhm und voll von enthusiastischer Stimmung, aber sachlich doch gerade eine Zeit großen Unglücks. Entbehrungen, Leiden, Tod, Trauer

allenthalben. Die gute, alte Zeit, die Zeit der Zucht und Sitte, des Fortschritts, des Wohlergehens, des Gehorsams, der Religiosität — das ist ein Begriff, der mit den wechselnden Empfindungen einer Kriegszeit überhaupt nicht commensurabel ist. Wir wollen aber doch nicht unterlassen anzumerken, wie schon während des Krieges selbst, auf der kirchlichen Versammlung zu Leipzig im October 1870 ein Theilnehmer die Zeit so charakterisirte:

„(Ich habe), sagte er, noch nie eine solche Zeit der Herrschaft der verlogenen Phrasen und Phraseologien gesehen wie jetzt, noch einen solchen Haufen von Intelligenzen, die sich von den elendesten Phrasenmachern fangen lassen.“

Bei den gewaltigen äußern Erfolgen Deutschlands im Jahre 1870 dürfte die Vermuthung naheliegen, daß unmittelbar vorher eine sehr glückliche, sittlich gesunde Epoche der Volksentwicklung gelegen hat, in der die Nation die Kraft zu jenen überwältigenden Leistungen sammelte und erzeugte. Hier werden wir die gute alte Zeit suchen dürfen. Aber obgleich diese Vermuthung fast zwingend zu sein scheint, so muß doch irgend ein Fehler in dem Schluß stecken, da die Zeugnisse der Zeitgenossen, die doch ihre Zeit gekannt haben müssen, direkt widersprechen.

Im Jahre 1869 schrieb Wolfgang Menzel in seinem Buche „Kritik des modernen Zeitbewußtseins“ (S. 1): „Das moderne Zeitbewußtsein ist eine Art von Trunkenheit. . . Die Menschen entsagen dem alten Glauben . . . zweifeln an dem Dasein Gottes selbst . . . verwerfen jede kirchliche Autorität.“ (S. 23): „Der Sinnencultus und die Selbstvergötterung beherrschen die gegenwärtige Welt schon wieder, wie in der vorchristlichen Zeit.“

Und in der Kritik dieses Buches sagte die Evangel. Kirchenzeitung 1869 (Nr. 85):

„Heutzutage verlangen die Jungen völlige Freiheit von Strafen durch Eltern- oder Meisterhand . . . . Darum auch so viele Prozesse zwischen Eltern und Kindern.“

Alles will ohne Arbeit schnell reich werden. „Diese Gier nach raschem Gewinn ohne Arbeit demoralisirt die Gesellschaft mehr, als alles Andere. Der Cultus des goldenen Kalbes unterdrückt den Fleiß, die Genügsamkeit, das Wohlwollen gegen Andere, das Pflichtgefühl“ . . .

„Darum die vielen unsoliden Speculationen, die Actienzeichnung für alle möglichen Dinge, darum der Unfug mit Reclamen, die ungeheuren Waarenfälschungen zc.“

Dieselbe Zeitung (Nr. 97):

„. . . Die schlüpfrigen Poesieen und Romane gefallen der heutigen Zeit ungleich besser, als die alte keusche Kunst . . . Ueberall sind schon die eigentlichen Lebensziele der gegenwärtigen Zeit sichtbar. Das ist der Sinn dieser Zeit . . . ungemessener Hochmuth . . . kein Glaube . . . ein ungemessenes Streben nach irdischem Besitz . . . eine nimmersatte Genußsucht . . . großes Elend . . . eine Sittenlosigkeit . . . so daß wohin wir auch blicken, in erschütternder Weise es sich bestätigt, wie mächtig die Sünde in dem Zunehmen des modernen Heidenthums geworden ist.“

Evangelische Kirchenzeitung, 1869, Nr. 70:

„Man nenne uns noch eine Zeit in der Geschichte, wo der Sankulottismus auf dem geistigen Gebiete einen so tollen, frechen, schamlosen Fasching aufgeführt hat, wo er auch so frech und ungenirt sein Spiel treiben durfte, ohne in seine Schranken durch Mittel des kirchlichen Rechts zurückgewiesen zu werden, als das heutigen Tages der Fall ist.“

Evangelische Kirchenzeitung, 1868, Nr. 26:

„Wenn wir das heutige Geschlecht ansehen, so wird uns durch alle Zeichen der Zeit bestätigt, daß die Religion . . . aus dem Bewußtsein der Meisten unserer Zeitgenossen verschwunden ist.“

Sind etwa bei den Liberalen bessere Urtheile über die Zeit zu finden? Es bedarf kaum einer Untersuchung, nur einer kurzen Uebersetzung, um sich zu enttäuschen. Das Jahrzehnt vor 1870 zerfällt in zwei Hälften; geschieden durch den Krieg von 1866. In der zweiten opferte nach dem Urtheile der Conservativen die Regierung alle überlieferten Prinzipien und Glaubenssätze des Conservatismus dem herrschbegierigen Liberalismus. Nach dem Urtheil der wahren Liberalen, der echten Anhänger und Kämpfer des menschlichen Fortschritts opferten die „National-Servilen“ oder „National-Miserablen“, wie sie sie nannten, alle Grundsätze des Liberalismus einem übermächtigen Despotenwillen. Es ist die Zeit der „Anbetung des Erfolges“, der „Charakterlosigkeit“, der „Halbheit“, der „Compromisse zwischen zweiter und dritter Besung“. Der „Moloch des Militarismus“ that sein Maul immer weiter auf und verschlang den Wohlstand und Schweiß der Nation. Aus einem Kriege kam man heraus, einem zweiten größeren ging man entgegen. Das Alte war zerstört, Neues erst in der Bildung begriffen. Nirgends Klare, gesicherte, behagliche Zustände. Deutschland durch die Mainlinie zerrissen, die ältesten Freunde und Gesinnungsgenossen auseinandergehend in ihren Ansichten. Wie kann man hier etwas von „guter

alter Zeit" suchen? Und nun gar die Jahre vor dem Kriege, die Jahre des Conflicts, des wildesten inneren Parteikampfs, des „Verfassungsbruchs“, des Mißtrauens, der frechen Auflehnung gegen jede Autorität, des Vaterlandsverraths — „und wenn der Feind vor Berlin steht, diesem Ministerium keinen Mann und keinen Groschen!“ Will Jemand hier die gute alte Zeit suchen? In ihrer Neujahrsbetrachtung zum 1. Januar 1863 schildert uns die „Volkszeitung“ das abgelaufene Jahr 1862 als „staatszerrüttend“ und ist dabei „ohne Hoffnung“, daß es dem neuen Jahre gelingen werde, die Wunden des vergangenen zu heilen. Der ganze Umfang des hereingebrochenen Verderbens sei noch garnicht zu übersehen.

Nach einem Jahre ist der Ton genau derselbe: „der Kampf ist nahe“, heißt es diesmal, „und die Zeit ist ernst und wir blicken mit Besorgniß in die Zukunft“.

Im Jahre 1863 schrieb die Evang. Kirchenzeitung (Nr. 95 Beilage):

„Ohne Zweifel ist die heutzutage durch Feste aller Art in größerem Umfange denn bisher organisirte Fleischelust und Hofart ein Beweis dafür, daß unser Volk im Großen und Ganzen das Wort „bete und arbeite“ verachtet und sich dafür dem Niedersetzen um zu essen und Aufstehen um zu spielen, hingiebt“ und in Nr. 7 desselben Jahrganges steht zu lesen:

(Das sollst Du wissen, sagt der Apostel, daß in den letzten Tagen werden gräuliche Zeiten kommen) „und daß diese Zeiten jetzt im Anbruche sind, das erkennen wir aus . . . dem in weitesten Kreisen nur auf das Materielle gerichteten Sinn, der völligen Stumpfheit und Dumpfheit in Bezug auf alles Höhere“.

Um nicht zu viel Zeugnisse bloß aus Preußen zu entnehmen, möge auch Mecklenburg einmal befragt werden; hier reichten im December 1865 eine Anzahl Landpfarrer eine Petition an die Regierung ein, in der sie um eine Verschärfung der Sonntagsgesetze bat. Das Land sei ein wahrer Sündenpfuhl. Die Hoftagelöhner seien ganz roh und verwildert und im Zustande geistiger Stumpfheit, die Kirchen stünden leer, es sei überhaupt ein wahres Sodom und Gomorrha in der ländlichen Bevölkerung.

Der Conflictszeit und der Alles in Verwirrung stürzenden „Neuen Aera“, die sie einleitete, geht voraus das Jahrzehnt der „Reaction“ und der „Landrathskammer“. Sollte dies die gute alte Zeit gewesen sein? Die „Reaction“ selber ist nicht dieser Ansicht gewesen.

Der General von Gerlach, unter dessen wesentlicher Leitung

die „Revolution“ in Preußen niedergeworfen und die Herstellung der königlichen Autorität in unwiderstehlichem Triumphe durchgeführt war, schrieb trotz dieses glänzenden Erfolges am 26. October 1851 in sein Tagebuch: „ob nicht Hengstenberg doch am Ende recht habe, daß das 1000jährige Reich jetzt zu Ende gegangen und der Teufel wieder losgelassen sei.“

Selbst wo man die „Schmach von Olmütz“ nicht empfand, in der „Evangel. Kirchenzeitung“ lesen wir die Klagen über „die gedankenlosen Geister der Gegenwart“ (1858 Nr. 12) und im Jahre 1854 (Nr. 227) schildert uns die „Kreuz-Zeitung“:

... „Jetzt, wo die Entsittlichung in entsetzlicher Weise überhand nimmt, möchte man dem Uebel steuern . . . der Fleischeslust wird gefröhnt und das goldene Kalb angebetet. Geld muß man sich machen; auf welche Weise? Gleichviel.“

Der „Mammonsdiens“ wird angeklagt 1853 (Nr. 257) und „das Elend des gegenwärtigen Geschlechts“ (Nr. 213) und mit dem evangelischen Urtheil stimmt durchaus überein das katholische. In einem Hirtenbrief des Fürstbischofs von Breslau, (1853) finden wir:

„Aber die Erziehung zur Sinnlichkeit, die Predigt der Sinnlichkeit, das Schwimmen in dem Meere der Sinnlichkeit . . . das gehört zu unserer Zeit.“

Nicht anders urtheilten die Liberalen.

Spenersche Zeitung 1853 21. December:

„Vielleicht erheischt dies Alles eine Zeit, die nichts Höheres kennt, als Gelderwerb, die das Ideal der Glückseligkeit darin sucht, mit möglichst wenig Arbeit möglichst viel zu verdienen, und welche die Bereicherungssucht auf alle Stände verbreitet hat.“

Ebenso die „Deutsche allgemeine Zeitung“ (Febr. 1853):

... „Die Vorsorge gegen die unleugbar vorhandene Entsittlichung des heranwachsenden Geschlechts.“

Wie die Zeit, so die Literatur. Schopenhauer sagt:

„Die Literatur unserer Tage sucht nur die momentanen Grillen eines süßen Böbels zu befriedigen, unbekümmert, ob ihre Nachwerke vergessen im nächsten Jahre daliegen, wie alte Kalender. Sie haben an ihre Muse nur den einen Anruf: „Unser täglich Brod gib uns heute.“

Bogumil Holz urtheilt über den Einfluß der Presse (1864):

„Vor Zeiten gab es nur für die Schafsheerden sog. Reithammel, und heute überlassen sich die gebildetsten Honoratioren den Zeitartikelschreibern, den politischen Reithammeln . . . Was brauchte sonst ein

Mann alles, um ein Mann . . . zu sein, und wie wohlfeil hat er es heute, sobald sein Geist . . . schematisirt ist, uniformirt" . . .

Kreuz-Zeitung 1853, Nr. 249:

„Unsere Zeit ist leider so unproductiv, daß wir Epigonen . . . nicht höhere Geistesnahrung verlangen sollten, als die Zunge unseres heutigen Kunstgeschmacks schmecken und der Magen unserer heutigen Genußsucht ohne Indigestion verdauen kann.“

Wir nähern uns dem Moment der großen Umwälzung, der Revolution von 1848, dem Jahre der Schmach nach den Einen, des Heils nach den Anderen. Aber auch die, die es das Jahr des Heils nennen, können es nicht die gute alte Zeit nennen. Dieser Begriff paßt immer nicht auf eine Zeit des Krieges und des Kampfes, am allerwenigsten eines Kampfes, der mit einem halben Siege und baldigem, heftigen Rückschlag endete.

In der voraufgehenden Epoche bereitet sich die kommende Revolution in den Geistern vor. Es ist die Zeit der Gährung, der Unruhe, des Nothjahres 1847. Durch Versprechungen und Anläufe, die auf dem halben Wege wieder in's Stocken gerathen, schafft die Regierung selber eine allgemeine Unzufriedenheit. Auch die conservativen Elemente fühlen sich unbehaglich. König Friedrich Wilhelm IV. selbst gab der allgemeinen Gesinnung den treffenden Ausdruck, indem er sagte: „als ich zur Regierung kam, wollten sie mich auffressen vor Liebe und nach zwei Jahren war es ihnen leid, daß sie es nicht gethan hatten.“

In der Erinnerung freilich sieht man auch solche Zeiten wohl als „gute, alte Zeit“ an. Wenigstens hat ein älterer Herr mir einmal mit großer Befriedigung davon gesprochen, welch' herrliche Einigkeit damals in der öffentlichen Meinung gewesen sei gegen die jetzige Zerrissenheit — nämlich Einigkeit in dem Haß und der Verachtung, die man gegen die Regierung empfunden habe. Dasselbe ist mir in meiner Studentenzeit von einer alten Dame in Köln gesagt worden: früher sei der Carneval doch viel schöner gewesen, als man noch wirkliche Wize und Anspielungen anbringen konnte; aber dazu gehöre in der Bevölkerung eine einheitliche Stimmung. Welche war das denn? fragte ich ganz naiv. „Nun, hieß es, — die Opposition“, zu deutsch: die Unzufriedenheit.

Indem ich noch beiläufig erwähne, daß auch kein Geringerer als Bachmann im Jahre 1846 von „der gegenwärtigen Zeit der materiellen Interessen“ gesprochen hat (Herz, Bachmann S. 89) gehen wir über zu der Epoche Friedrich Wilhelms III.



Im Jahre 1836 stellte der preussische Justizminister eine Enquête über die „Ursachen der überhand nehmenden Verbrechen“ an. Unter den Gefragten befand sich auch General v. d. Marwitz, der eine längere Abhandlung darüber einsandte und unter den Gründen anführte: die Zuchtlosigkeit des Gesindes; das frühe Branntweintrinken und die Nachsicht gegen die Folgen der Fleischeslust; die zu weit getriebene und falsche Schulbildung; zu gelinde Handhabung der Kriminal-Strafen.

1835 findet man in den „Theologischen Studien und Kritiken“ (VIII. p. 801):

„Gemüthloses, unfrommes, verweichlichtes Heraufdrängen der Jugend, die ihre Emancipation garnicht erwarten kann, unter einer Menge von Wissereien die Wege zu dem großen Glanzziel, das auf dem Gipfel unserer Cultur allem Volk entgegenleuchtet: das materielle Leben genannt.“ —

Evang. Kirchenzeitung, 1833, Nr. 78.

(. . . daß) „die Furcht vor der Schande . . . in Folge des Grades, den die Sittenverderbniß der weiblichen niederen Klasse erreicht hat, nicht mehr vorhanden“ (sei).

„Bei dem Erschlaffen aller Bande der Kirche, bei der meist völligen Unbekanntschaft des Geistlichen mit den einzelnen Gliedern seiner Gemeinde, bei dem fast gänzlichen Verschwinden der Kirchenzucht.“

Evang. Kirchenzeitung, 1833, Nr. 78.

„Der Geist der Zeit arbeitet mit Macht daran, die starken Wurzeln zu durchschneiden, welche aus den Tiefen des Christenthums den Staaten ihre Lebenssäfte zuführen.“

Evang. Kirchenzeitung, 1833, Nr. 76.

„Je furchtbarer die Verwüstungen sind, die in unsern Tagen Unglaube und Weltfönn auf den Gebieten des Rechtes und der Politik anrichten.“

Evang. Kirchenzeitung, 1833, Nr. 66.

„Die Unwissenheit der großen Menge und selbst der sogenannten Gebildeten, die in unsern Tagen die Grundwahrheiten des Katechismus theils nicht gelernt, theils vergessen haben.“

Evang. Kirchenzeitung, 1831, Nr. 55.

. . . „unsere Zeit, welche die Souveränität der fleischlichen Vernunft anbetet.“

Evang. Kirchenzeitung, 1831, Nr. 27.

„Wieviel schwärzer ist doch die Nacht, die uns jetzt bedroht, als diejenige war, auf welche das Licht der Reformation folgte!“

Evang. Kirchenzeitung, 1830, Nr. 102.

„Es ist ein finsterner, arger, tückischer Geist, der . . . hingehet durch diese Zeit.“

Evang. Kirchenzeitung, 1827, Nr. 29.

. . . . (im Mittelalter waren die herrschenden Fehler: finstere Strenge, Stolz des Willens, Habucht, Gewissensstolz) „ganz anders heute . . . Luxus, Vergnügungssucht, Wollust aller Art, Sinn für weiche Gemächlichkeit, weibische Schwäche und Schlaueit, Wankelmuth“ . . .

Evang. Kirchenzeitung, 1827, Nr. 11.

„Die Religion der sogenannten Gebildeten ist vielmehr in diesem 27. Jahre des 19. Jahrhunderts noch immer ein sonderbares Farbungemisch von Heidenthum, Muhamedanismus und Aferphilosophie. . . . . als höchster Lebenszweck wird, wenn nicht immer genannt, so doch immer verfolgt, ein anständiger Genuß des sinnlichen Vergnügens.“

Evang. Kirchenzeitung, 1827, Nr. 6.

„Es ist die Krankheit der Zeit, daß sie sich für unbefangen hält, ohne es zu sein. Sie will nichts Positives anerkennen . . . Man will mitsprechen, ohne mitzudenken. Die Zahl der halbgebildeten Journalleser ist größer, als je . . . sie können raisonniren und brauchen doch keine Raison anzunehmen.“

1822 schrieb kein anderer als der Freiherr von Stein an Dr. Schulz:

„Wir sind übervölkert, haben überfabricirt, überproducirt, sind überfüttert und haben mit Buchstaben, Federn und Dinte die Beamten entmenscht, die Verwalteten entgeistet und alles in einen todten Mechanismus aufgelöst.“

Für das Jahr 1819 schildert uns Marwitz die Folgen der preußischen Reformgesetzgebung von 1807—1811 folgendermaßen: „Die Gewerbe sanken. Der Meister ward der Knecht seines Gefellen . . . Ebenso war der Bauer der Knecht seines Gesindes, der Herr der seiner Bedienten, weil alle zwingenden Geseze aufgehoben waren und Jeder gleich davon lief, sobald man Ordnung und Fleiß von ihm verlangte . . . allgemeines Drängen von unten nach oben, allenthalben Viederlichkeit, ein Ueberfluß an brodlosen, leichten Erwerb suchenden Menschen in der Stadt, Mangel an Arbeitern auf dem Lande. Die Bauern . . . versielen in Faulheit, ließen ihren Acker für Geld bestellen und abernten und saßen zu Hause oder in der Schenke. Wer sonst im Sommer um 3 Uhr aufgestanden war,

schief jetzt bis 6 und 7 Uhr, wer sonst gearbeitet hatte, ging spazieren.“ Die Justiz habe zu fungiren aufgehört. Nicht mehr durch Arbeit, sondern durch Speculation strebe man reich zu werden.

Johannes Falk in Weimar, der mit Goethe in guten Beziehungen stand und allem Pietismus feind war, erließ 1818 einen „Ausruf, zunächst an die Landstände des Großherzogthums Weimar und sodann an das ganze deutsche Volk, über eine der schauderhaftesten Lücken unsrer Gesetzgebung, die durch die traurige Verwechslung von Volkserziehung und Volksunterricht entstanden ist“. Hier heißt es:

„Die Fluth schlechter Lesebücher und ein durch alle Stände verbreiteter Strudel, der Jung und Alt zum Sinnengenuß dahintrafft, wüthet leider fort, auch nachdem die Franzosen längst das Land verlassen haben. Wie im Volke, so in den höheren Ständen denkt Alles nur auf den Tag und die Gegenwart, Schenken oder Hotels, Hütten oder Paläste! Für den Grundsatz einer praktischen Gottesläugnung, eines im Uebermaaß verfeinerten oder vergrößerten Epikurismus ist alles Eins! Was oben unter schlechten Beamten für Austern und Champagner, wird unten im Volk für Semmel und Branntwein geopfert, Gottesfurcht, Ehre und Religion! Die Furcht vor dem Unsichtbaren ist hin! Genuß ist das Lösungswort. Durchsausten Tagen folgten durchschwärmte Nächte. Fehlt Alles — eine Kugel vor den Kopf fehlt niemals! Selbstmord ist eine Kleinigkeit, das Jenseits eine Nebelküste! . . . Und zehrte dieses Uebel nur an dem Mark der höheren Stände, so möchte es noch hingehen! Aber daß diese Seuche auch bereits das Volk ergriffen hat, das ist ein grenzenloses Unglück dieser Zeit, daß man, um mit Melancthon zu reden, die Elbe mit seinen Thränen anfüllen möchte. Und schlafen die Aerzte noch länger, stürzt in den gesellschaftlichen Verfassungen ein Fundament nach dem andern dahin, so wird Europa bald an's Ende gelangen, und die so glorreiche Schlacht von Leipzig in ihren Folgen selbst nichts weiter als ein trauriger Leichenbrand gewesen sein.“

Kügelgen in seinen „Erinnerungen eines alten Mannes“ berichtet, daß es in der Umgegend von Dresden damals nur noch einen einzigen rechtgläubigen Prediger gegeben habe, zu dem man ihn deshalb in den Confirmations-Unterricht auf's Land gab.

Wir kommen in die Zeit der Freiheitskriege und der vorausgehenden Unterjochung durch die Franzosen.

Ernst Moritz Arndt:

„Schlecht sind wir, feig und dumm, zu arm für die Liebe, zu

lau für den Zorn, zu matt für den Haß, alles umfassend und nichts haltend, alles wollend und nichts könnend; und in so unseliger Mitte zwischen Leben und Tod, zwischen Himmel und Erde hangend, sehen wir uns und unter uns die Erde vergehend. In dieser traurigen Gleichgültigkeit und Gottlosigkeit und Volkslosigkeit, die sich Ziellosigkeit nennt, liegt die Erklärung der Geschichte unserer letzten beiden Decennien."

Scharnhorst 1812:

„Unsere Regenten kennen keine Ruhmbegierde, sie wurden von Schulmeistern und Stockcorporalen gebildet; unsere Großen kennen keine Rittertugend, wollen bloß die Welt genießen. Die Gefühle und der Geist der höheren Stände bezeichnen eher den Sklaven als den freien hochgeborenen Deutschen."

Fichte 1807:

„Die gegenwärtige Epoche ist die der vollendeten Sündhaftigkeit, der Gleichgültigkeit gegen alle Wahrheit, der Ungebundenheit ohne alle Leitsäden, ohne Herrschaft der Vernunft. Dies Geschlecht weiß alles, ohne etwas gelernt zu haben, und urtheilt über alles, ohne der Prüfung zu bedürfen. Nur das individuelle Leben in Selbsterhaltung und Wohlfahrt ist Zweck."

Der Philolog Niethammer 1807:

„Der Trieb nach Geld und Gewinn beherrsche die Zeit, die Wissenschaft sei Plasmacherei geworden. Rückschreiten der wahren Kultur, Haß alles rein Geistigen, Idealen in Kunst und Wissenschaft."

Schon vor der Niederlage von Jena schildert Fichte 1804 in seinen „Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters" die Gegenwart als durchgängig beherrscht von dem Geiste einer auf's höchste gestiegenen Selbstsucht; ihr Grundcharakter sei die vollendete Sündhaftigkeit, die in ihrer eigenen Ohnmacht und Schwäche den Todeskeim in sich trage.

Wir sind an's Ende oder vielmehr an den Anfang des 19. Jahrhunderts gelangt, ohne die „gute alte Zeit" gefunden zu haben. Vielleicht war sie im 18. Jahrhundert. Es ist das Jahrhundert Friedrichs des Großen. Dessen Biograph wird bei unserer Frage mitzusprechen haben, ich meine Carlyle, und dieser schrieb an Emerson, er bedaure, daß Friedrich d. Gr. „eingebettet lag in dem verfaulten achtzehnten Jahrhundert, einem solchen Ocean von schmutziger Nichtigkeit, Lüge und schwachvoller Heuchelei wie er nie zuvor in der Welt gewesen ist."

Es ist das „tinkenleckende Säculum", das uns Schiller in den „Räubern" und in der „Kabale und Liebe" gezeichnet hat, und ver-

wendet Goethe auch nicht so brennende Farben, so läßt er doch wenigstens auch Hermann zu Dorothea sprechen:

„Aber du hast gewiß auch erfahren, wie sehr das Gesinde  
Bald durch Leichtsinn und bald durch Untreue plaget die Hausfrau,  
Immer sie nöthigt zu wechseln und Fehler um Fehler zu tauschen.“

Von Fichte lesen wir, daß er darauf verzichtete (1790) Prediger zu werden, da eine vernünftige Religionserkenntniß in Sachsen „eine mehr als spanische Inquisition“ zu fürchten habe.

Umgekehrt klagt Köster in den „Neuesten Religionsbegebenheiten“ 1797 (20. Jahrg.), daß der Unglaube immer mehr überhand nehme, daß unter 100 Schriften kaum eine einen religiösen Geist zeige.

In demselben Jahre reichte der Minister Wöllner dem König eine Denkschrift ein, worin er zu erwägen gab, ob nicht „die jetzigen Criminal-Gesetze, zumal bei der gegenwärtig leider! immer höher steigenden Irreligiosität und Immoralität der Menschen, viel zu gelinde und nicht hinreichend wären, um die Verbrecher durch die Furcht der Strafe im Zaume zu halten.“ In derselben Denkschrift erwähnt er „die allgemeine Klage des Publikums, daß die Handwerker aller Art durchgängig ganz exorbitante Forderungen machten, so daß sie nicht sowohl die Waaren als vielmehr die la main d'oeuvre zu ganz unbilligen und übertriebenen Preisen anschlägen und die ganze Stadt drückten“.

Ueber Berlin schrieb Georg Forster an Jacobi im Jahre 1779: „Gastfreiheit und geschmackvoller Genuß des Lebens“ ausgeartet in Ueppigkeit, Prasserei, ich möchte sagen Gefräßigkeit. Freie, aufgeklärte Denkungsart — in freche Ausgelassenheit und zügellose Freigeisterei. Die Frauen allgemein verderbt.“

Der englische Gesandte Harris schrieb um dieselbe Zeit nach Hause: „Berlin ist eine Stadt, wo wenn fortis ehrenhaft bedeutet, weder vir fortis nec femina casta vorhanden ist. Eine grenzenlose Verderbtheit der Sitten herrscht bei beiden Geschlechtern in jeder Sphäre des Lebens, verbunden mit Dürftigkeit. Die Männer sind beständig damit beschäftigt, wie sie mit ihren beschränkten Mitteln die Extravaganzen ihres Lebens bestreiten können. Die Frauen sind Harpyen, ausschweifend aus Mangel an Schamgefühl und aller Delikatesse des Benehmens, alles Gefühl wahrer Leidenschaft ist unbekannt. Im allgemeinen sind die Unterthanen Friedrichs arm, eitel und ohne Grundsätze.“

Sind das die Urtheile von Fremden über Berlin, so läßt ein eingeborener Berliner, Friedrich Nicolai, in seinem Sebalduß Noth-

anker (1774) einen Frommen über diese Stadt jagen: „wo Glaube ist, da ist auch Liebe! die findet man aber in dieser Stadt, ja im ganzen Lande gar nicht. Da herrscht lauter Eigennutz und Betrug, da gehen alle Laster im Schwange, da ist die Ruchlosigkeit auf's höchste gestiegen, da ist alle christliche Liebe erloschen.“

Die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts und die zweite des 17. ist in Deutschland die Zeit der Mißregierungen, „welche die Geduld Gottes und der Menschen auf die Probe stellten“. Ludwig XIV. und Ludwig XV. waren die Vorbilder der deutschen Fürsten, sei es im Despotismus, sei es in der Sinnlichkeit. „Die deutsche Tugend und Rechtschaffenheit wurde in den höheren Kreisen mißachtet und französischem Witz und französischer Leichtfertigkeit nachgestellt.“ „Natur, Freiheit und Männerwürde waren unbekannte Dinge.“

Graf Zinzendorf (1700—1760) glaubte, „daß der Periodus, worin der Heiland mich und meine Brüder hat leben lassen, bis auf seine Zukunft nicht geändert werden soll. Denn der gräuliche Kirchenzustand, welcher in der Offenbarung Johannes als der letzte beschrieben wird, ist mit uns zugleich“ (1742). Und schon in seiner Jugend (1723) stellt er fest, daß „1000 mal mehr verkappte Heiden im Land, als in Portugal etwa Maronen sind“.

Ulbrecht Haller dichtete 1733 über Bern:

„Das Herz der Bürgerschaft, das einen Staat besetzt  
Das Mark des Vaterlands ist mürb und ausgehöhlt.  
Und einmal wird die Welt in den Geschichten lesen  
Wie nah dem Sittenfall der Fall des Staats gewesen.“

Ein waldeckischer Hofbeamter, Rauchbar auf Bengesfeld, dichtete 1710:

„Die Kirche Gottes ist mit tausend Noth umgeben  
Die Wölfe haben sich im Schaafstall einquartiert  
Es will fast jedermann der Wahrheit widersprechen  
Durch falsche Prediger ist nun die Welt verführt.“

Dippel klagte, Alles sei mit Atheisten erfüllt, und Spener († 1705) gab zu, daß der Atheismus auch unter den Theologen verbreitet sei; um Vergerniß zu vermeiden, solle man es aber nicht öffentlich behandeln. (Paul Grünberg, Spener S. 39.)

An anderer Stelle schrieb er (Cons. lat. I., 290):

„Keiner, der nur so viel Licht hat, um in die Beschaffenheit unserer Kirche hineinzuschauen, wird leugnen, daß das Verderben, welches sie auf eine bejammernswürdige Weise durchdrungen hat, größtentheils von dem geistlichen Stande den Ursprung nimmt, indem durch unsere Trägheit und Unflugheit, durch unsere Leidenschaften

und durch das schlechte Beispiel eines weltlichen Lebens so Viele untergehen, ja weit Mehrere, als durch den Glauben Anderer erhalten werden.“

Einige Jahre vor seinem Tode erließ der Große Kurfürst eine Gesindeordnung (1683) in der es heißt:

„Fügen hiemit jedermänniglich zu wissen, wes maßen bei Uns über den Stolz und Uebermuth der Dienstboten, wie auch der Unterthanen und des Gesindleins in den Städten sowohl als auf dem Lande vielfältige Klagen eingebracht worden, daß dieselben Unseren vorigen Ordnungen und Edicten sich so gar nicht gemäß bezeigen, sondern nach eigenem Gefallen leben und der Obrigkeit durch Trotz, Eigensinn und allerhand Verdruß fast unerträglich fallen wollten.“ Ebenenda: „Nachdem auch über die Untreue und Ruchlosigkeit des Gesindes an Häckern, Knechten und Mägden nicht genugsam geklaget werden kann, deren Dichten und Trachten fast nur dahin gehet, ihre Herren und Frauen in Schaden zu bringen.“

Bei seinem Regierungsantritt reichte der Kanzler v. d. Borne dem jungen Kurfürsten eine Denkschrift ein (1641), worin er ausführt:

„Die Leute gerathen in Atheismum durch die Nachlässigkeit der Kinderzucht, in dem der mehrer Theil der Eltern heutiges Tages ihre Kinder nach ihrem eigen verrückten Willen, wie die Bäume im Walde aufwachsen lassen, und dieselbigen so wenig in der Furcht und Erkenntnis Gottes als christlichen Tugenden und Ehrbarkeit auferziehen lassen: dieselbigen alsbald von Jugend auf zur Hoffahrt, Ueppigkeit, Frechheit, Geilheit, Verachtungen ihres Nächsten und aller guten Sitten und Ordnungen gewöhnen, in dem Lauf der Bosheit ihnen den Zügel verhängen und ihnen bei Zeiten weil sie noch zart und zu flectiren sein, nach den Vermahnungen des weisen Mannes Syrach's nicht den Hals beugen.“

Nachelius, Pastor in Ditmarschen 1627:

„Wann hat man größere Verachtung Gottes, seiner Diener und seines heiligen Wortes erfahren? Wann ist die Gotteslästerung so arg gewesen? Wann ist die Unbändigkeit unter den Menschen, da keiner auf den anderen nichts geben will, ärger gewesen? Wann hat man mehr Unzucht und —, die jetzt zur Tugend werden will, in der Welt erfahren? Wann ist Fressen und Saufen, Schinden und Schaben, Kargen und Geizen so gemein gewesen? Wann hat man mehr der stinkenden Hoffahrt in der Kleidung erfahren, als eben jetzt geschieht?“ (Ritschl, Pietismus II, 35.)

Man pflegt den Jammer des 17. Jahrhunderts auf den 30jährigen Krieg und seine Nachwehen, den wirthschaftlichen Ruin und die sittliche Verwilderung, die er anrichtete, zu schieben. Aber schon ehe dieser Krieg recht begonnen hatte, als er von Böhmen und Oesterreich in das eigentliche Deutschland noch gar nicht hinübergeschlagen war, lesen wir in dem Edikt, das Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg bei seinem Regierungsantritt erließ (1. Februar 1620):

„Der Zorn Gottes steht vor Augen und doch ist das Volk unbußfertig; Alles ist mit Krieg und Kriegsgeschrei erfüllt, daß es fast scheint, als wolle es mit der Freiheit des geliebten deutschen Vaterlandes in Religions- und Profansachen zu Ende gehen; das Volk lebt ruchlos. Mord, Straßenraub, Fehde, Mordbrennen befleckt das Land, daß dem, der daran denkt, ein Greuel angeht.“

Wir kommen in's 16. Jahrhundert.

Ein Flugschrift vom Jahre 1589 klagt, daß die Kirchen unter dem gegenseitigen „Vermaledeien und Execiren der Prädicanten“ zu lauter Schandtempeln geworden. Dafür würden „am meisten die Bierhäuser besucht und nehme mit Untergang alles christlichen Wesens das viehische Saufen, Ehebruch, Gotteslästerung mit jeglichem Jahr zu.“

Ein amtliches Actenstück, ein Rundschreiben des Pfalzgrafen Johann Casimir vom 10. März 1584 bestätigt diese Schilderung. „Das überflüssige Biertrinken“, heißt es hier, „geht bei dem gemeinen Manne in vollem Schwange, daraus dann unziemliche Verschwendungen der gnädigen Gaben Gottes, nebst allerlei Gotteslästerung, Todschlag, Unzucht, Leichtfertigkeit, ruch- und gottloses wüstes Wesen und Leben allzumal erfolgt.“

Um dieselbe Zeit berichtet der berühmte Jesuit Canisius nach Rom an den Papst und seinen Ordens-General, wie in Deutschland das Volk sei, so sei auch der Priester „aller Ueppigkeit zugehan, aller fleischlichen Ausschweifung ergeben“; die katholischen Bischöfe seien genöthigt, „viele Priester und Pfarrer zu dulden, welche Simonisten sind, untauglich, anstößigen Lebenswandels, excommunicirt, irregulär, verbrecherischer Thaten schuldig, Concubinari, Trunkenbolde, ehrlos, abtrünnig vom Glauben“.

Graf Johann von Nassau schreibt an Wilhelm von Dranien Ende November 1583:

„Blindheit, Geldgeiz und Ehrgeiz, Mißtrauen und Kleinmuth“ nehmen allerwärts zu; an Ehrbarkeit, Mannheit und Tapferkeit



sei ein derartiger Mangel, daß man das Ende der Welt erwarten müsse.

Der Nürnberger Patricier Berthold Holzschuhler reichte Ende März 1565 dem Rathe der Stadt Hamburg ein sociales Reform-Project ein, weil, wie er sagte, das Volk immer mehr in Armuth versinke. Als Ursachen der Armuth führt er an: einerseits, daß das „gemeine Volk ganz leichtfertig und in Armuth heirathe“, was um so bedenklicher sei, als „Gott bei solcher Armuth viel Kinder bescheere“, andererseits, daß das Volk, insbesondere die Jugend „zu zerhafft, frech, freymutig und reylich in ausgeben“ sei, mit „Klaidung, bankathiern, in aller hoffart und reylichkait je einer ubern andern oder außs weingst dem andern gleich sein“ wolle. Elend und Laster seien die Folgen.

In demselben Jahr (1565) veröffentlichte Adam Schubart sein populäres Lehrgedicht, der „Hausteufel.“ Es beginnt mit einer allgemeinen Betrachtung:

Eins tages ich spaziren gieng,  
 Bey mir selbst zu trachten anfieng,  
 Wie es jezund stünd in der welt,  
 Da jeder tracht nach gut und gelt,  
 Wie alle tugent nemen ab,  
 Und Gott wenig rechte Christen hab.

Die Laster nehmen überhand, geht es weiter, Untreue in Handel und Wandel wird immer größer, allenthalben werden Gottes Gebote mit Füßen getreten. Und zu den alten kommen immer neue Uebel.

Den „unzählbaren Scribenten und Federführern“, was man heute „die Presse“ nennt, wird von Anderen eine Hauptschuld an den Gebrechen der Zeit beigemessen.

Carl Volk predigte 1557:

Die Kunst sei eine „Dienerin der Sünde“, eine „Schule der Unzucht“ geworden.

Schon bei Luthers Lebzeiten, namentlich von ihm selber, hören wir denselben Ton. Immer wieder klagt der Reformator über die sittliche Verwilderung; in seiner Jugend, im Papstthum seien die Leute viel besser gewesen. „Da ist kein verachteter und verfluchter Ding auf dem Erdboden als das liebe Evangelium.“ „Viel sagen, der Friede ist gestört, die Welt in Unruhe, die Menschen sind verwirrt in Geist und Sinn, die Religion fällt dahin, die Gottesverehrung wird gestört, der rechtmäßige Gehorsam wird aufgelöst: was

ist Gutes aus dem Evangelium kommen? Vorhin war es Alles besser." Jetzt sei „theure Zeit, Krieg und der Türke.“ „Im Papstthum war Jedermann barmherzig und mild, da gab man mit beiden Händen fröhlich und mit großer Andacht.“ „Jetzt unter dem Evangelium giebt Niemand mehr, sondern einer schindet nur den andern und ein jeglicher will Alles allein haben.“ „Bürger, Bauern und Adel sind jetzt unter dem Licht des Evangeliums geiziger, stolzer und hoffärtiger und zehnmal ärger, denn sie unter dem Papstthum gewesen sind.“ Namentlich das Laster des Saufens, das früher für eine Schande galt, hat zugenommen; selbst unter der Jugend ist es ohne Scheu und Scham eingerissen. „Die junge Welt ist so wild, wüßt und ungezogen, daß eitel Teufelskinder daraus werden.“ „Ungehorsam, Frevel und Stolz des jungen Volkes und insgemein in allen Ständen.“

Zwei Quellen, Heinrich Müller, 1550 (Curieuse Nachrichten 19) und die Zimmerische Chronik (I., 448) stimmen darin überein, daß die Deutschen früher, noch zu Großvaters Zeiten, viel stärkeren Körpers gewesen, so wie man es jetzt für unglaublich halten würde.

Wir gelangen aus dem Reformationszeitalter an das 15. Jahrhundert. Es erscheint überflüssig, mit Zeugnissen zu belegen, daß dieses letzte Jahrhundert einer absterbenden Epoche, des Mittelalters, keine „gute, alte Zeit“ war. Es ist die Zeit des Ablasshandels, der Raubritter, der Bauernkriege, eines Kaisers, der wie ein Bettler von einem Kloster zum anderen durch's Reich zog.

Wohl kaum ein Zeitalter hat der Unzufriedenheit mit sich selbst so prägnanten Ausdruck gegeben, wie dieses. Es ist die Literatur des „Narrenschiffs“, der „Narrenbeschwörung“, des „Lobes der Narrheit“, in denen die Zeit sich selber geißelt und verspottet. Ueber die Kirchen predigte der sittenstrenge Geiler von Kaisersberg:

„Aus dem Klosterleben, das recht geführt, das Paradies auf Erden sei, sei lauter Gaukelwerk geworden. Die Oberen der Klöster sind die ersten am Spiel und in aller Leckerei, und die Frauenklöster, die nicht reformirt sind, und auch Mannesklöster sind nicht Klöster, sondern H . . . häuser.“

„Wenn Du einen Mönch siehst, so zeichne Dich mit dem heiligen Kreuz, ist der Mönch schwarz, so ist es der Teufel; ist er weiß, so es seine Mutter; ist er grau, so hat er einen Theil von ihnen beiden.“

Der katholische Pamphletist Johannes Sanssen hat es versucht, sich zum Vertheidiger dieser Epoche aufzuwerfen; es wird daher

um so größeren Eindruck machen, wenn man hört, welche Aussagen von Zeitgenossen auch er nicht umhin kann anzuführen\*).

„Toft Friß“, schildert er uns, „wußte, wo den armen Mann der Schuh drückt und wo selbiger von Juden und anderen Wucherern, von Advokaten und Beutelschneidern, von Fürsten, von adligen und geistlichen Herren allzusehr mit Lasten und Fronden beschwert worden“.

Der Großwucher sog nach den Aussagen Anderer durch den „Fürkauf“ das Land aus. Eigene Aufkaufs- und Preissteigerungsgesellschaften waren zu dem Zweck gebildet. Rathsmitglieder in den Städten wurden der Theilnahme an diesen Gesellschaften bezichtigt. Dies Ausbeutungssystem des Großcapitals galt Vielen für ein schlimmeres Uebel als das Raubritterthum. Der Adel verarmte durch einen „alle Grenzen der Ehrbarkeit und Zucht überschreitenden“ Luxus, durch Böllerei und Trunksucht. Die Bauern wollten es dem Adel an Ueppigkeit gleichthun.

„Es stund viel baß vor alter Zeit“, sagte ein Volkslied; ja Sebastian Brant behauptet, daß noch „in kurz vergangenen Toren, Gerechtigkeit was bei den buren.“

Durch die Einführung des römischen Rechts (Mitte des 15. Jahrhunderts) verlor der „arme Mann“ mit seinem alten Recht auch die alte Freiheit.

Diese Schilderungen beziehen sich auf das halbe Jahrhundert vor der Reformation. Ihm geht vorher die Zeit der Hussitenkriege und der Concilien, wo die in Constanz versammelten „von Lastern starrenden Baalspaffen den Gottesmann Hus verbrannten“. „Reform an Haupt und Gliedern“, in Kirche und Staat war der allgemeine Nothschrei. Aeneas Sylvius, ehe er selbst Papst wurde, schrieb: „Es giebt nichts, was die römische Kurie ohne Geld verliche. Denn selbst die Handauslegungen und die Geschenke des heiligen Geistes werden verkauft. Und Verzeihung der Sünden wird nur gegen klingende Münze ertheilt.“

\*) Man muß Janßen allerdings sehr aufmerksam lesen, um es herauszufinden. Einen Theil der Zeugnisse hat er künstlich versteckt unter die Schilderung der Zeit nach Luthers Auftreten, um der Reformation die Schuld zu geben, so z. B. Aussagen von Felig Meisterlin, der schon etwa 1490 starb (Bd. II, 3. Buch II. S. 421 d. 7. Aufl.) und Hemmerlin, der schon etwa 1461 starb (ebenda S. 432). Da er selbst immer grade bei solchen Citaten zufällig die Datirung wegläßt, so ist es für den Laien kaum möglich, ihn zu controliren. Die Aussagen der Zeitgenossen über Kirche und Geistlichkeit hat er auch merkwürdiger Weise meistens übersehen.

Das 14. Jahrhundert ist die Zeit der „Babylonischen Gefangenschaft“ der Kirche in Avignon, des Schismas, des schwarzen Todes und der Flagellanten.

Boccaccio schrieb einen Brief an Meinardo von Cavalcanti, er habe den Gedanken gehabt, dem Papst ein Buch zu widmen, aber schreckensvoll darauf verzichtet, als er gesehen habe, wie die „neuen Häupter der Kirche so ganz verschieden von den alten gegen den Frieden und die Freiheit der Unschuldigen gewappnet und gepanzert zu Felde ziehen und an Gewaltthaten, Brandstiftungen und Niedermezelungen ihre Freude haben.“

Ähnlich äußerte sich Petrarca, der Rom nicht mehr mit seinem Namen, sondern „vormals Rom, jetzt aber falsches und treuloses Babel“ nennen wollte. Bei Dante kommen Aussprüche dieser Art immer wieder.

Die deutschen Dichter des 14., ebenso wie schon die des 13. Jahrhunderts, haben eine ganz besondere Vorliebe für das Thema des schmerzlichen Rückblicks auf die Vergangenheit. Heinrich Teichner, der 1335—1375 dichtete, der sog. Seifried Helbling und Hug von Trimberg am Ende des 13. Jahrhunderts, Meidhart von Neuenthal aus der ersten Hälfte und gewichtiger als alle, Walter von der Vogelweide und neben ihm Wirnt v. Gravenberg aus dem Anfang des Jahrhunderts stimmen überein.

Hug von Trimberg, Ende des 13. Jahrhunderts:

„Die Welt wird jetzt von Tag zu Tage  
Böser und toller, das ist mein' Klage

.....  
Die Kaufleut' führen schlimmen Wandel  
voll Trug und Falsch ist aller Handel.  
Die Mädchen schlechter Sitten walten,  
bö's Beispiel geben auch die Alten.  
Mägd' und Knechte sind nichtsnuß,  
die Kinder fürclaut und voll Truß

.....  
Falschheit, Unzucht tritt nun vor  
Treu und Zucht flohn aus dem Thor.“

Seifried Helbling (VIII, 396) Geld verschafft Achtung und Adel:

Swie edellich ein man tuot,  
des aht man niht, ern habe guot.  
sit guot den liuten edel birt  
und man von guot edel wirt.

Die Standesunterschiede werden nicht mehr geachtet (VIII, 392);

Niemand will sich mehr duzen lassen (VIII, 428); Meidhart v. Neuen-  
thal 1236 (Haupt 32, 24):

Stüende ez in der werlde alsam vor drizec jâren  
der mich danne trûriclichen saehe gebâren,  
der solde mich zehant behiuten unde behâren.

Ferner (82, 27 ff.):

Nû hât sî (die Welt) sich verkêret  
schamelôser, valscher diet  
ist ir hof gemêret.  
triuwe, kiusche, guot gelaeze vindet niemen dâ.

96, 2 ff.:

Ê dô kômen uns só vreuden rîchiu jâr,  
dô die hochgemuoten wâren lobesam.  
nu ist in allen landen niht wan trûren unde klagen.

Walter von der Vogelweide:

„Diu sunne hât ir schîn verkêret  
untriuwe ir sâmen ûz gelêret  
allenthalben zui den wegen:  
der vater bî dem kinde untriuwe vindet,  
der bruder sînem bruder liuget:  
geistlich leben in kappen triuget,  
die uns ze himel solten stegen:  
gewalt gêt ûf, reht vor gerihte swindet  
wol ûf! hie ist ze viel gelegen.“

Gehen wir in's 12. Jahrhundert, in die Zeit Friedrich Barba-  
rossa's, so wird es nicht besser.

Schon Heinrich v. Veldeke singt (nach d. Uebers. bei Weinhold  
„Die deutschen Frauen im Mittelalt.“, II, 211):

„Als man der rechten Minne pflog,  
Da pflog man auch der Ehren.  
Jetzt aber sieht man Nacht und Tag  
Gemeine Sitte lehren.  
Wer dies nun sieht und jenes sah,  
O weh, wie laut der Klagen mag!  
Die Tugend will sich jetzt verkehren.“

Noch früher ist Heinrich von Melk (Erinnerung an den Tod,  
herausg. v. Heinzl v. 377 ff.). Die früheren „guote chnecht“  
„der althêrren wîstuom“ ist verschwunden. Die heute leben, denken  
nur daran, sich gegenseitig zu betrügen. „verboeset ist die niuwe  
jugent: êre, zucht unt tugent, die nîgent sam umb ein rat“. In  
Rom muß man Recht und Gnade um Geld erkaufen. Wer reich  
ist, ist edel und der Fürsten Geselle; weise, stark, schön, lobesam  
nennt man ihn. Die Pfaffen sind gâtic (geizig), die Bauern nâdic

(böse), die Kaufleute haben keine Ehrlichkeit, die Frauen keine Keuschheit. Jeder will frei sein, um zu thun, was ihm gefällt.

Die Klagen sind nicht etwa bloß ritterlichen Ursprungs.

Der ultramontane Historiker Raginger (Gesch. d. kirchlichen Armenpflege S. 211) spottet über den „historischen Werth jener Declamationen, welche das Schicksal der niederen Klassen des Mittelalters den jetzigen Arbeiterverhältnissen gegenüber so glänzend schildern.“ Ein anderer Historiker derselben Schule, Seeber, hat über „die österreichischen Bauern im 13. Jahrhundert“ einen Aufsatz geschrieben (Hift. Jahrb. d. Görres-Gesellschaft, Bd. III), worin ein Abschnitt von der „Ausartung der Bauern“, im Weiteren von den „traurigen Folgen dieser Ausartung in sittlicher und socialer Beziehung“ handelt.

Der Chronist Arnold von Lübeck um's Jahr 1200 schildert:

„Was war einst das Leben der Mönche anderes, als die reine Unschuld, der Pfad der Gerechtigkeit, das Muster des Wandels, der Wege zum Paradiese? . . . Aber der Besitz wuchs, die Frömmigkeit schwand, denn während die Mönche, durch den Ueberfluß an weltlichen Dingen verleitet, weltlich zu leben begannen, fingen sie auch an, weltlichen Sinnes zu werden. Die Liebe erkaltete, die Weltgier fand Eingang und die Religion hatte da, wo der Hoffahrt der Zutritt offen stand, keinen Eingang. — Und so kam es dahin, daß zuletzt nur die äußere Form des Glaubens blieb, die Richtschnur der Gerechtigkeit aber den Mönchen gänzlich verloren ging.“

Ein halbes Jahrhundert früher klagte Bernhard von Clairveaux (sermo 33): „Es schleicht heutzutage eine stinkende Fäulniß durch den ganzen Leib der Kirche und je weiter verbreitet, desto verzweifelter, je innerlicher, desto gefährlicher. Sie sind Diener Christi und dienen dem Antichrist.“

Den sittlichen Tiefstand der Kirche im 11. Jahrhundert schildert uns der enthusiastische Anhänger Gregors VII, Petrus Damiani, in allen seinen Schriften; ein Buch ist darunter, von dem es genügt, den Titel anzuführen, er heißt: „liber Gomorrhianus“.

Das Volk schildert uns um dieselbe Zeit der wackere Adam von Bremen, der Biograph des großen Erzbischofs Adalbert. „Die Sachsen“, also das Volk, unter dem er lebte, behauptet Adam (Buch III, cap. 55) „achten Meineide für nichts, Blutvergießen halten sie für Lob. Ehebruch und Unzucht werden kaum für Vergehen angesehen. Die Meisten haben zwei, drei, ja zahllose Frauen nebeneinander. Trunksucht ist ihr besonderes Laster und

Verbrechen, die sie in der Trunkenheit begehen, erachten sie für eitel Scherz."

Geht diese Schilderung zunächst nur auf die Sachsen, so fährt bei dem sächsischen Bischof Thietmar (Anf. d. 11. Jahrh.) der Westen Deutschlands nicht besser. Die Westgegenden meint er, werden deshalb so genannt, weil dort die Sonne und jedes billige Wesen, sowie Gehorsam und gegenseitige Liebe sich dem Untergange zuwenden . . . . Die Bewohner dieses Landes thuen nichts als sündigen . . . . sie sind auf schlimmem Wege und dem Untergang zweifellos nahe.

An anderen Stellen verallgemeinert er sein Urtheil: „apud modernos“ herrsche allenthalben die Freiheit der Sünde mehr als je.

Etwa gleichzeitig mit ihm lebte in Lüttich der Scholastikus Egbert. Seine lateinischen Dichtungen sind voll von Klagen über die zunehmende Schlechtigkeit der Menschen (*fecunda ratis* I, 255; 547; 1051; 1253; II, 567 ff.). Aus Juvenal übernimmt er den Vers, daß die Erde jetzt nur noch böse und verkümmerte Menschen hervorbringe und fügt hinzu, daß sie ehedem von größerem Glauben und auch von stärkerer Kraft gewesen seien.

Der französische Historiker Michelet (*Hist. d. France* II., 87) hat eine Zusammenstellung gemacht, wonach in den 73 Jahren von 987 bis 1060 48 Jahre mit Hungersnoth oder Pest oder Weiden waren. Man aß Menschenfleisch. Die Bischöfe von Frankreich kamen zusammen und beschloßen, die stärksten zu erhalten, damit das Land bestellt werden könne. Das 10. Jahrhundert ist wie das 15. besonders berüchtigt durch seine lasterhaften Päpste; die Buhlerinnen Theodora und Marozia regierten in Rom. Das „dunkle Jahrhundert“ ist es von Historikern genannt worden. In Frankreich lag das Königthum so darnieder, daß man in manchen Gegenden gar nicht mehr wußte, ob es existire. „Deo regnante, rege expectante“ schrieb ein Chronist. Deutschland mußte zeitweilig den Ungarn Tribut zahlen. Dann wurde es von Bürgerkriegen zerrissen; nicht bloß die Herzöge, sondern erst die Brüder und endlich auch die Söhne des Königs empörten sich und konnten erst nach schweren Kämpfen niedergedrungen werden.

Gegen die Verderbniß des 10. Jahrhunderts „wo Kunstverständnis und fromme Scheu wich vor dem gierigen Sinn, der in den Paramenten nur noch den Metallwerth achtete“ — erhob sich die Cluniacensische Klosterreform, aber ihre „Einwirkung auf die Priester und durch die Priester auf die große Laienwelt blieb im

10. Jahrhundert fast verschwindend gering". (Lamprecht, Skizzen z. Rhein. Gesch. S. 69 u. 87).

Erzbischof Herivaenus von Rheims schildert in einer Ansprache an die zu Trosley versammelten Bischöfe die Zustände des Frankenreichs 909:

„Alle Scheu vor göttlichen und menschlichen Gesetzen ist geschwunden, die bischöflichen Verordnungen werden verachtet, jeder thut, was ihm beliebt. Der Mächtige unterdrückt den Schwachen, die Menschen sind wie die Fische des Meeres geworden, die sich gegenseitig auffressen . . . . Die Ungerechtigkeit überwuchert Alles und gewinnt an Bestand. Wir sehen überall Unterdrückung der Armen, Beraubung der Kirchen. Daher kommen die kläglichen Thränen der Wittwen, daher das Schluchzen der Waisen, so daß ihr Jammer auf bis zum Himmel dringt. Alle Ordnung ist dahin, der Zustand der Kirche verwirrt, ihre Macht geschwächt.“

Das neunte Jahrhundert wird bezeichnet durch den Verfall und die Auflösung der Monarchie Karls des Großen. Auf dem „Lügenfelde“ verrieth das Heer Kaiser Ludwig den Frommen an seine aufrührerischen Söhne, an denen eine Generation später ihre eigenen Söhne durch gleiches Verhalten die Leiden des Großvaters rächten. Die raubenden Normannen zogen nach Belieben durch das Reich. Vom Süden griffen die Araber an, vom Osten die Ungarn.

Das Concil von Toul 860 erklärte:

Raub und Plünderung werden schon gewohnheitsmäßig von Allen kaum für Sünden oder nur für leichte Sünden gehalten.

(„Rapinae et depraedationes quae jam ex consuetudine sic ab omnibus paene tenentur quasi peccata non sint aut quasi levia peccata sint.“)

Im Jahre 852 tagte unter dem Vorsitz des großen Rabanus Maurus eine Synode zu Mainz, deren Bemühung, dem sittlichen Verfall zu steuern, am besten gekennzeichnet wird durch die Grenze, die sie selber dabei zog. Eine Concubine, beschloß sie, sollte jedem Manne vor der Ehe erlaubt sein.

Drei Kaiserinnen, Judith, die Gemahlin Ludwigs des Frommen, Richerta, die Gemahlin Karls des Dicken und Ota, die Gemahlin Arnulfs, wurden in diesem einen Jahrhundert des Ehebruchs angeklagt.

Um auch das einmal anzuführen, so hat dies Jahrhundert auch auf solide Bautechnik, wie es scheint, keinen Anspruch. Die drei Kaiser, Ludwig der Fromme, Ludwig der Deutsche und Arnulf



sind bei Gelegenheit des Einsturzes eines Hauses oder eines Söllers verlegt worden. Ebenso Heinrich III. im 11. Jahrhundert; mehrere Personen kamen dabei um. Auch Kaiser Heinrich VI. wurde von demselben Unfall betroffen.

Der Mönch von St. Gallen in seinen „Thaten Karls des Großen“ cap. 10 erklärt (883):

„man muß der Wahrhaftigkeit unserer Väter mehr trauen, als der Lügenhaftigkeit heutiger Nichtsnutzigkeit“.

In einem Schreiben Kaiser Ludwigs des Frommen vom Jahre 828 oder 829, noch ehe die Empörung der Söhne und damit die Epoche der unaufhörlichen Bürgerkriege begonnen hatte, verordnet der Kaiser allgemeines Fasten und Reform-Synoden; er hofft, daß Gott gnädig sein werde und erkennen lasse, „worin wir ihn hauptsächlich beleidigt und damit er uns ruhige Zeit zu unserer Besserung verleihe“.

Das Klage lied eines Geistlichen aus diesem Jahrhundert schildert das Elend im Einzelnen und sehnt sich zurück nach der Zeit des Großen Karl, „wo Einer Herr war und Eins auch das Volk, das dem Herrn gehorchte“.

Aber Karl der Große selbst hat noch im letzten Jahre seiner Regierung befohlen, allenthalben Reform-Synoden abzuhalten, weil „ein lautes Murren des Volkes durch das Land ging“. (Kaufmann, Deutsche Gesch. II, 376.) Heimliche Verbindungen unter Eidschwur wurden geschlossen, um sich gegen die Mächtigen zu schützen. Der Kaiser selbst klagt (802), daß seine Botsboten (missi), die die Beamten beaufsichtigen sollten, nur die Zahl der Unterdrücker vermehrten. Künftig wolle er nur reiche Leute zu Botsboten ernennen, die es nicht nöthig hätten zu stehlen. „Deine Botsboten“, wurde dem Kaiser 811 berichtet, „finden keinen Gehorsam mehr und die Befehle der Grafen verachten die Leute.“ An dem Hofe des Kaisers wird seine Nichte Gundrade gerühmt als die einzige Jungfrau, die den bösen Versuchungen widerstanden hätte. Sein Sohn Ludwig mußte, als er die Regierung antrat, den kaiserlichen Palast zu Aachen reinigen lassen von dem bösen liederlichen Volk, das ihn erfüllte und verwies die Prinzessinnen in Klöster.

Eine Schilderung von dem Zustande der fränkischen Kirche unter Karls des Großen Vater Pippin entwirft Bonifacius in einem Brief an den Papst Zacharias im Jahre 742 (Gaffé Mon. Mog. Nr. 42). Die meisten Bischofsitze sind in den Händen von habgierigen Laien oder von ehebrecherischen und wucherischen Kleri-

fern; Diaconen haben vier bis fünf oder noch mehr Concubinen und werden doch zu Priestern geweiht und gar zu Bischofsstufen befördert und setzen ihren Lebenswandel fort. Die, die nicht in Unzucht leben, sind Säufer, Pflichtvergessene, Jäger oder Krieger.

Anfang des 7. Jahrhunderts schrieb Jonas, der Abt von Bobbio in seinem Leben des Heiligen Columban (Mabilon A. SS. Saec. II. cap. 11), daß vom Christenthume in Gallien bei der Ankunft Columbans nur noch der Glaube übrig gewesen sei, die Mittel der Buße und Neigung zur Reue seien kaum und nur an wenigen Orten noch zu finden gewesen.

Es ist um diese Zeit, wo die greise Königin Brunhilde, die westgothische Königstochter, nach dem Urtheile der fränkischen Großen, unter dem Vorsitz des König Chlotars II., an den Schweif eines wilden Rosses gebunden zu Tode geschleift wurde, weil sie zehn Frankenkönige gemordet habe.

Im 6. Jahrhundert sind die Franken christlich geworden und verschmelzen sich mit den Römern. Der Erfolg ist nicht sittlicher Fortschritt: „nicht die guten, sondern ihre schlechten Seiten tauschen die beiden Völker aus und die heranwachsenden Geschlechter vereinigen in sich die Sünden beider“.

Vor dieser Zeit liegt über Deutschland die Nacht des Heidenthums und der absoluten Barbarei.

Gehen wir hinüber ins römische Reich, so ist es unnöthig, weder unter den Leiden der Völkerwanderung noch in der Zeit des heidnischen Kaiserthums die gute alte Zeit zu suchen.

Es bleibt als Enclave dieser Epoche die sich bildende christliche Gemeinde. Von der Zeit, seit sie unter Kaiser Constantin zur Staatskirche wurde, brauchen wir nicht zu reden. Drei Jahrhunderte hat sie vorher rein nach ihren eigenen Gesetzen gelebt.

Im dritten Jahrhundert sagt uns Cyprian (ich entnehme die Stellen dem interessanten Schriftchen von Harnack „Medicinisches aus der ältesten Kirchengeschichte“) in seinem Buche an den Demetrianus:

„Du mußt allem zuvor wissen, daß die Welt bereits alt geworden, daß sie nicht mehr in der Fülle der Kraft steht, in der sie früher gestanden, noch derselben Frische und Stärke sich erfreut, wodurch sie ehemals sich auszeichnete.“ Der Zerfall aller Dinge sei augenscheinlich; im Winter sei der Regen, im Sommer die Hitze nicht mehr so stark; nicht mehr lachen die Venze mit lauen Lüften so wonnig, noch sind die Herbstfrüchte an Baumfrüchten so ergiebig.

„Es nimmt ab und vermindert sich auf den Fluren der Acker-  
mann, auf dem Meere die Schiffer, der Soldat im Lager, die  
Rechtchaffenheit auf dem Markte, die Gerechtigkeit bei Gericht, in  
Freundschaften die Eintracht, in den Künsten die Erfahrung, in den  
Sitten die Zucht.“

„Grauköpfe sehen wir unter den Knaben; die Haare fallen  
aus, bevor sie wachsen und das Leben hört nicht auf mit dem  
Greisenalter, sondern fängt mit ihm an.“ Hofft Cyprian etwa, daß  
das Christenthum diese alternde Welt, der die gute Zeit entschwunden  
ist, verjüngen werde? Keineswegs: er schließt aus seiner Schilderung,  
daß der Untergang unmittelbar bevorstehe.

Diese Auffassung ist allen Kirchenvätern ohne Ausnahme ge-  
meinsam.

Um die Wende des 2. Jahrhunderts schildert uns Tertullian  
die Liebesmahl der Christen:

„Bei dir brodeln die Liebe in den Kochtöpfen, der Glaube  
dampft in der Küche, der Gegenstand der Hoffnung liegt auf den  
Schüsseln.“

Denselben Vorwurf macht der Christenheit schon um die Wende  
des ersten Jahrhunderts Clemens von Rom:

„Die schöne und heilsame Einrichtung des „Logos“, das ge-  
heiligte Liebesmahl schändet man mit umgeschütteten Saucenschüsseln;  
dieses Bechen und dieser Speisenduft ist eine Blasphemie auf jenen  
Namen, und man täuscht sich, wenn man meint, die Verheißung  
Gottes mit solchen Dinern erkaufen zu können . . . Der Herr hat  
solche Bewirthungen nicht als „Liebesmahl“ bezeichnet.“

Stellt man hierzu die Vorwürfe, die der Apostel Paulus seiner  
Gemeinde zu Korinth (1. Kor. 11, 21. 2. Kor. 12, 20 u. 21) macht  
und die furchtbare Anklage des Briefes Judä, so sieht man, daß  
auch hier keine Zeit war, welche sich selber ein gutes Zeugniß aus-  
gestellt hat.

Wir wollen noch im klassischen Alterthum suchen.

Sokrates im 4. Jahrhundert a. C. klagt, (areop. 48) die  
Zucht der Jünglinge sei verfallen, die Anschauungen so wirr ge-  
worden, daß man Zügellosigkeit für Demokratie halte, Gesetzlosig-  
keit für Freiheit, Frechheit für Gleichheit, Alles thun zu dürfen  
für Glück.

Aristophanes in seinen Komödien zwei Menschenalter früher,  
spricht von nichts lieber als von der vergangenen guten Zeit der  
Marathon- und Salamiskämpfer (Wespen 711; Ritter 780; 1334.

Wolken 1029) „εὐδαίμονες δ' ἦσαν ἅθ' οἱ ζῶντες τότε ἐπὶ τῶν προτέρων“ „glücklich waren die damals mit den Vorfahren lebten“.

Ebenso Kratinos (Koch fragm. Comic. Attic. fr. 238) „μακάριος ἦν ὁ πρὸ τοῦ βίος“ „selig war ehemals das Leben“.

Aber schon 30 Jahre vor Marathon sang Theognis (etwa 520) (Bergk, Anthologia lyrica v. 1135 ff.).

„Die Hoffnung ist die einzige Gottheit, welche den Menschen geblieben, die anderen haben uns verlassen und sind auf dem Olympos. Fort ist die große Göttin, die Treue, gewichen von den Männern ist der weise Sinn und die Chariten, o Freund, haben die Erde geräumt. Die Eide stehen nicht mehr fest unter den Menschen und die Götter werden nicht nach Gebühr verehrt. Das Geschlecht der Frommen ist ausgestorben, weder das göttliche Recht noch fromme Werke kennen die Menschen mehr.“

Noch weiter hinauf in die graueste Vergangenheit der Menschen reicht die freudige Erzählung des alten Nestor im Vater Homer, was in seiner Jugend für Menschen gelebt und wie sie gewesen — aber heute: „οἷοι νῦ βροτοὶ εἰσ“ „wie heute die Sterblichen sind“. —

Ueber die Jugendzeit Nestors fehlen uns leider die zeitgenössischen Berichte.

So weit solche Berichte reichen, ist uns „die gute alte Zeit“ nicht erschienen.

Sollten etwa unsere Nachkommen im 20. Jahrhundert sie einmal im 19. suchen? Wenn der Kosack und der Zuave über Leichenfelder und Brandstätten hinschreitend an der Elbe und Weser sich grinsend umarmen und der Jesuit segnend seine Hand ausbreitet über diesen Bund? Oder wenn die unterirdischen Mächte mit den Gewaltmitteln der Erfindungskunst Dome und Schlösser in den Staub geworfen und an der Stelle des Denkmals des Großen Friedrich vor dem Palast Kaiser Wilhelms des Alten ihre Guillotine aufgerichtet haben? Oder aber wenn Deutschland siegreich über seine äußeren und inneren Feinde herrschgewaltig und dankbar zurückschaut auf die Generationen, die es zusammengefügt und erzogen haben zu in ewigem Kampf sich ewig verjüngendem Leben — nie endend mit Aufgaben, unerschöpflich in Thaten?